

Magazin

Die Suche nach dem nächsten Mani Matter

Chansons-Tage Bern Der Songwriter-Slam im Kulturbistro zeigte: Es gibt immer noch vielversprechenden Chansons-Nachwuchs. Auch 40 Jahre nach den legendären Pionieren.

Martin Burkhalter

Liebe, Schmerz und Vergänglichkeit. Keine Überraschung, dass sich auch die Künstlerinnen und Künstler am Songwriter-Slam im Berner Kulturbistro diesen Themen zuwandten. Die halbe Weltliteratur und eigentlich das ganze populäre Liedgut erzählen davon. Aber es geht auch anders.

Marc Amport alias Badour, Stadtberner Liedermacher, knapp 30 Jahre alt, hatte schon recht damit, als er meinte, dass ein Thema eigentlich immer zu kurz komme: Vorurteile. Und so sang er: «Säg, wiso schiessich du gäge Klischees. Di si doch eifach wunderbar. Wüu sie si aui wahr.» Und mäanderte dann herrliche fünf Minuten lang durch die Klischees einer Berner Lebenswelt. Er machte Bögen um die Reithalle, weil es dort ja nur Kriminelle gibt. Und weil er kifft, hat er sein Leben sowieso gar nicht im Griff, und die harten Drogen sind auch nicht weit weg.

Seit November gibt es das Slam-Format nun auch in Bern, das für alle offensteht. Es findet monatlich im Kulturbistro statt. Im Rahmen der Chansons-Tage Bern drehte sich der Anlass für einmal nur um Mundartlieder. Drei Musiker und eine Musikerin traten am Donnerstag gegeneinander an, um mit selber komponierten Liedern eine Flasche Rotwein zu ergattern.

Wie es sich für einen Slam gehört, musste jeder gegen jeden ran, und das rund 50-köpfige Publikum verteilte mittels Applauslautstärke Punkte. Schnell wurde man daran erinnert, dass Songwriter auf Deutsch Liedermacher heisst und dass es gerade in der Mundartmusik seit je vor allem um sprachliche Virtuosität geht, um Bilder und Beobachtungen von literarischer Qua-



Der verdiente Gewinner Badour zeigte schon von Anfang an Mani Matter'sche Qualitäten. Foto: Nicole Philipp

«Säg, wiso schiessich du gäge Klischees. Di si doch eifach wunderbar. Wüu sie si aui wahr.»

Marc Amport alias Badour
Stadtberner Liedermacher

lität. Dass es mehr gibt als Texte über die Liebe und den Tod. Viel mehr. Alle vier Artisten zeigten das auf ihre eigene Art.

Klug, witzig und unverschämt

Da war Rafael Nyffenegger, der am Oltner Bahnhof wohnt und schon ein Album veröffentlicht hat, bekennender Endo-Anaconda-Fan ist und dadaistisch angehauchte, bildwütige und traurige Liebeslieder sang, die er herrlich stoisch vortrug.

Oder der Stadtberner Bobby The Kid, der in Mani-Matter-Manier neckische bis böse, aber zart gesponnene Lieder über die Liebe und das Alterwerden sang. Mit Zeilen wie dieser hier: «Schizovreni. Es bruchst so wen bis zum Suizid.» Oder: «Us Hut wie Marzipan wird ä zähli Leguan.»

Da war aber auch Petra Gfeller Hug alias Misurina aus Lauterbach, die wortwitzige Balladen am Piano vortrug. Etwa über den Teufel, der seinen Job hinschmeisst und den der Berater

auf der Arbeitsvermittlung gleich zum Politiker machen will.

Das Publikum war lange hin- und hergerissen. Alle vier Artisten hatten über die zwei Runden ihre Glanzpunkte, überraschten mit geistreichen und amüsanten Ideen.

Mal schien Misurina vorn zu liegen. Vor allem nach dem Song, in dem sie lang und breit über ein Bild von einem Mann schwärmte, dass sich zum Schluss tatsächlich als Bild von einem Mann an der Wand hän-

gend herausstellte. Dann schien Bobby The Kid die Nase vorne zu haben, als er ein balladeskes, sehr schönes Lied sang, in dem er davon erzählt, wie er gerne dichten möchte, aber ständig vom wahren Leben abgelenkt wird.

Dann wieder Rafael Nyffenegger, als er den grimmigen Blues «Kommissar» vortrug, über einen, der vom Massenmord träumt, weil es ihm allzu eng ist auf der Welt.

Doch es kann nur einen geben. Und so war es Badour, der am Schluss die Weinflasche entgegennehmen durfte. Verdient, schliesslich zeigte er schon zu Beginn, dass Mani Matter'sche Qualitäten in ihm stecken. Er erzählte, dass er eigentlich Rapper habe werden wollen und deshalb jetzt ein Lied über «Bitches u Chäre» vortrage. Dann sang er ein bildstarkes Stück aus der Sicht eines Kindes, das mit seiner Mutter im Tram durch die Berner Altstadt fährt und sich etwa fragt, warum niemand so viel Spass daran habe wie er. «Warum isch niemer am Lache?»

Später spielte er in einem Lied gekonnt und sehr lustig mit homophonen Reimen, in einem weiteren mit tierischen Sprachbildern. Zum Beispiel: «Mit Frähdachse tueni Hühner rupfe.» Oder: «Mit dem Drahtesel fahreni Schlangenlinie.» «Willkomme i mim Affetheater. Mini Chatzemusik isch dr Hammer, hai.» All das sang er sehr kompakt, perfekt durchrhythmisiert und mit einem Lächeln auf den Lippen, als stünde er schon zwanzig Jahre auf der Bühne.

Der Songwriter-Slam hat es gezeigt: Nach Mani, Endo, Büne, Kuno und Oli ist noch lange nicht fertig. Die Berner Mundart glänzt weiter. Es gibt noch viele Geschichten zu erzählen.

Im Wohnzimmer von Mister Chaimowicz

Kunsthalle Bern In die pastellfarbenen Räume des Installationskünstlers Marc Camille Chaimowicz möchte man am liebsten einziehen.

Die Kunsthalle gleicht zurzeit einem grossbürgerlichen, schicken Wohnzimmer. Die Wände sind in verschiedenen pastellig-wohnlichen Farben gestrichen, eine auffällige Lampe hängt von der Decke herunter. In Vitrinen gibt es Tapetenmuster, handgeschriebene Briefe und allerlei Fundgegenstände zu entdecken – ganz viel scheinbar Intimes, das sich hier offenbart. Es sind verschiedene «Chapters» – Kapitel –, die der Londoner Installations- und Performancekünstler Marc Camille Chaimowicz in den einzelnen Räumen eingebracht hat.

Am Freitag eröffnet die Schau mit dem enigmatischen Titel «Dear Valérie ...». Vorab erzählte der in London ansässige Künstler während des Aufbaus über Kunst und Leben – zwei Dinge, die bei ihm eng ineinander verstrickt sind. Der Künstler trug Hut, sass in einem Designersessel – der zurzeit so etwas wie sein Büro sei – und bestand darauf, nicht frontal fotografiert zu werden. «Ich bin phobisch in dieser Hinsicht.» Auf seine Kindheit angesprochen – Chaimowicz lebte

bis zu seinem achten Lebensjahr in Paris –, sprach er von einer grossen Müdigkeit, die nach dem Krieg geherrscht habe. «Wir wohnten im 14. Bezirk in der Rue Didot, und meine Mutter hatte viel zu tun mit mir.» Die Wochenenden habe er bei seiner Urgrossmutter verbracht. Diese habe die Objekte und Kuriositäten eines sich in der Nähe befindenden Flohmarktes bei sich zu Hause gelagert. «Ja, das hat mich wohl geprägt», so Chaimowicz.

Der Teppich «Emma»

Zu Kunst erhobene Alltagsgegenstände findet man auch in Chaimowicz's «Porträt» der literarischen Kultfigur Emma Bovary. Ihr hat Chaimowicz eine Vitrine und einen Teppich mit dem Schriftzug «Emma» gewidmet. Die grenzenlose Romantik einer Frau, der jeglicher Sinn für die Realität abhandenkommt, versinnbildlicht der Künstler mit Strumpfbändern, einer abgebrannten Kerze und einer Kette mit einem Madonnenanhänger.

Marc Camille Chaimowicz ist das Kind eines jüdischen Polen und einer katholischen Franzö-

sin. Auf die Religion angesprochen, winkte er ab. «Ich wurde getauft, wie das damals so üblich war.» Allzu Privates ist Chaimowicz nicht zu entlocken. Autobiografisch sei seine Kunst nicht, heisst es im Saaltext zur Ausstellung. Wie man sich im Leben einrichte, bleibe Konstruktion und Metapher.

So wie er sich selbst zu entziehen scheint, spielt Chaimowicz mit An- und Abwesenheit in seinem Werk. Sein Porträt des schillernden Filmemachers Jean Cocteau (1889–1963) besteht aus einer Fotografie eines Wohnzimmers, in dem ein Porträt Andy Warhols hängt. Zu einer Begegnung mit der Pop-Art-Ikone kam es in den Siebzigerjahren. Die auf Schaukarton gedruckte fotografische Arbeit «Andy's in Town» (2019/2020) spielt schon formal an auf den Künstler, der mit seinen seriellen Arbeiten Kultstatus erlangte.

Warhol durch die Scheibe

Es sind sechs schwarzweisse Fotografien, die Chaimowicz durch die Scheibe eines Buchladens schoss, als Warhol gerade

Bücher signierte. Er wirkt mal abwesend, mal exaltiert von der Aufmerksamkeit der Menschenmenge und auf dem letzten Bild schliesslich erstaut. Warhol hatte offensichtlich gerade realisiert, dass er fotografiert wurde. Auf die Bemerkung, er habe wohl einen Hang zu glamourösen Persönlichkeiten, erwiderte

Chaimowicz mischte Malerei, Zeichnungen, Design, Keramik und Textilien weit bevor dies zur gängigen Kunstpraxis wurde.

Chaimowicz lapidar: «If you say so» – wenn Sie meinen.

Sein flamboyanter Stil war indes nicht immer en vogue. In den kopflastigen Siebzigerjahren schockte Chaimowicz ebenso sinnliche wie frivole Installation «Celebration? Reallife». Sie besteht aus Discokugeln, Konfetti, Lichterketten und allerlei Nip-

pes. Im Untergeschoss der Kunsthalle erwacht die Arbeit zu neuem Leben. Chaimowicz erzählte, wie ein Kollege zu ihm gesagt habe, er bereue es, diese Installation nicht bereits in den Siebzigerjahren gekannt zu haben. Er habe ihm geantwortet: «Sei froh. Du hättest sie nicht gemocht.»

Ein früher Performer

Tatsächlich war Chaimowicz ein Pionier in vielem. Ein Performer der ersten Stunde, einer, der Malerei, Zeichnungen, Design, Keramik und Textilien mischte – weit bevor dies zur gängigen Kunstpraxis wurde. Der Ausstellungstitel «Dear Valérie ...» löst sich schliesslich in einer Vitrine auf. Chaimowicz, zu dessen künstlerischer Praxis das Briefeschreiben gehört, führt auch mit Kunsthalle-Direktorin Valérie Knoll seit längerem eine Brief-Freundschaft. Er möge diese Art der Kommunikation. «Es ist diskreter als telefonieren.»

Helen Lagger

Ausstellung bis zum 26. April in der Kunsthalle Bern



Chaimowicz will nicht frontal fotografiert werden: «Da bin ich phobisch.» Foto: Raphael Moser